31761 07320727 6

Wilamowitz-Moellendorff,
Ulrich von
Neujahr 1900

LF
2429
.5
1900
Ws

Neujahr 1900

Rede

zur

Feier des Jahrhundertwechsels

gehalten in der Aula

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

am 13. Januar 1900

von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung

1900

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/neujahr1900redez00wila

Neujahr 1900

Rede

zur

Feier des Jahrhundertwechsels

gehalten in der Aula

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

am 13. Januar 1900

von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung

1900

LF
2429
.5
1900
W5

LIBRARY
JUN 17 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

907019

Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang,
und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag:
die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.

Also begrüssen die Erzengel den Anbruch eines neuen Tages der Ewigkeit. Und doch hat die Ewigkeit keine Tage noch Jahre noch Äonen, die sich messen und zählen liessen. Anfangslos und endlos ebbet und flutet ihr uferloses Meer, wandeln die Welten des ewigen Kosmos kreisende Bahnen; anfangslos und endlos tönet die Harmonie der Sphären durch den unendlichen Raum in schweigender Rhythmik das hohe Lied der unergründlichen Weisheit. Aber der Mensch in seiner Endlichkeit leiht dem ewigen Kreise Anfang und Ende; seine Vergänglichkeit binden Raum und Zeit, und so trägt er die zersplitterte Vielheit hinüber in das göttliche Ewigganze. Seinen Augen schwindet und erscheinet die Lebenspenderin Sonne, und so schafft sich der Sterbliche aus seinem Abend und Morgen den ersten Tag. Wann beginnet der

Tag? Wenn die Sonne aufgeht, sagt das Kind aus der unmittelbaren Anschauung. Wenn die Sonne gesunken ist, sagte der alte Hebräer und der Hellene, schon aus Überlegung des Verstandes, weil die Nacht des Lichtes Mutter wäre. Um Mittag oder um Mitternacht, sagt die messende Wissenschaft, die fester Punkte bedarf, die sie am Stande des Himmels wahrnehmen kann; aber nur sie kann das: und so ist der Tagesanfang des Menschen ein abstracter Punkt geworden. Wann beginnet das Jahr, der Kreislauf des Keimens, Wachsens, Reifens und Welkens für das vegetative Leben, das Licht und Wärme des wandernden Sonnenballes auf seinem Trabanten hervorruft? Ganz früh schon hat der natürliche Mensch die Tage beobachtet, wo die Sonne am höchsten und am tiefsten stand; es sind ihm heilige Tage gewesen; Johannisfeuer und Julfeuer legen Zeugnis für die Empfindung unserer Vorfahren ab, und die denkwürdigsten Ereignisse sind von der Sage auf diese Tage verlegt. „Zeinen sunewenden der grosze mort geschach", beginnt das Lied vom Untergange der Nibelunge, und um die Wintersonnenwende hat Odysseus die Freier erschlagen. Aber der Zeitmesser war den natürlichen Menschen einzig der Mond: davon heisst er; und als man zwölf Monde zu einem Jahre zusammenzufassen begann, hat man sowohl von den Sonnenwenden wie von den Tag- und Nachtgleichen gerechnet; es kam eben minder auf ein Jahr als auf zwölf Monde an. Wir haben eben Neujahr gefeiert, und eine Woche vorher Weihnacht; schwerlich ist uns dabei gegenwärtig gewesen, dass beide Feste eigentlich zusammenfallen sollten. Aber als die Christen die Geburt ihres Heilandes um die Wintersonnenwende ansetzten, haben sie das bürgerliche Jahr nicht angetastet; und die griechischen Gelehrten, die für Iulius Cäsar das Sonnenjahr mit vierjähriger Tagschaltung einführten, das von der Wissenschaft längst gefordert

war, haben auch nicht ganze Arbeit gemacht, sondern mit der Fixirung des Anfangstages auf das bislang herrschende Mondjahr eine seltsame Rücksicht genommen, dessen erster Tag auf den Neumond nach der Sonnenwende fiel, also auf keinen festen Tag des Sonnenjahres: zufällig haben wir dieses Jahr wirklich am 1. Januar Neumond gehabt. Das haben wir vollends nicht beachtet. Was ist uns der Natur entfremdeten Menschen Neumond? Was bedeutet für uns Neujahr? Neujahr ist, wenn es im Kalender steht. Wie der alte Herodot sagt: Die Satzung menschlicher Willkür ist uns zur Natur geworden.

Und wie zählen wir die Jahre? Die Gelehrten Cäsars haben versäumt, eine Ära zu begründen, sonst würden wir ohne Zweifel 1946 schreiben. Erst christliche Gelehrte haben aus geschichtlichem Interesse den höchst achtungswerten Versuch gemacht, Weltären aufzustellen, von denen ein verkümmerter Abkömmling als Ära der Juden in unsern Kalendern verzeichnet wird. Wenn nicht im fünften Jahrhundert der Occident für Ostrom und seine Cultur verloren gegangen wäre, so würden wir ohne Zweifel Neujahr am 1. September haben und jetzt 7408 schreiben. Die Einheit der Cultur musste zerrissen werden, die Bildung des Occidents herunter kommen, damit durch eine recht unwissenschaftliche Willkür die Ära von Christi Geburt aufgebracht ward, die von der Macht der modernen occidentalischen Cultur getragen auch die ältere und bessere Weltära verdrängt hat, in der griechischen Kirche erst in diesem Jahrhundert, und die nun dauern wird. Denn als in der Renaissance die Verbindung von astronomischem und historischem Wissen die Unzulänglichkeit sowohl des julianischen Jahres wie der Ära des Dionysius Exiguus durchschaute, haben leider Papst Gregor und Joseph Scaliger nicht mit, sondern gegen einander gearbeitet; sonst wäre es noch an der Zeit gewesen,

die für chronologische Rechnung passendste julianische Periode Scaligers einzuführen, und wir würden heute 6613 schreiben. Aber auch hier ist dem Culturmenschen das Erzeugnis der Willkür Natur geworden; der Kalender, ein Stück bedruckten Papieres, offenbart ihm, dass ein Jahrhundert um ist, und weil er in unserem Schriftsystem die Ziffer der Hunderte ändern muss, scheint ihm der Anfang des letzten Jahres bereits das Ende des Jahrhunderts, und mit derselben naiven Projection des eigenen Gefühles, die das Kind und der Naturmensch übt, sieht er in dem Tage, den er zum Jahrhundertanfang stempelt, etwas Besonderes, Dämonisches.

Aber grade wer diese naive Selbsttäuschung übersieht, darf zwar nicht unterlassen, auch daran zu mahnen, wie ohnmächtig am Ende Menschenwillkür gegenüber der heiligen Stätigkeit der Natur ist, aber gern wird er in dem, was die Menschen, wie sie nun einmal sind, glauben und empfinden, das Echte und Fromme und Wahre hervorsuchen. Und das Jahrhundert und seine Feier ist keinesweges bloss eine Abstraction unseres Zahlensystemes. Die hat den Römern sehr ferngelegen, die die Säcularfeiern aufgebracht haben. Ein Anfangspunkt muss freilich gegeben sein; dann aber ist ein Säculum vergangen, wenn der letzte Mensch stirbt, der die vorige Feier erlebt hat. Das sind rund gerechnet hundert Jahre, oder auch, wie die Griechen und wir sagen, drei Menschenalter. Das aber ist in der That ein abgeschlossener Zeitraum. Vater, Sohn und Enkel kennen einander noch; der Enkel hat noch die Tradition des Grossvaters unmittelbar — dann schwindet sie. Ein jeder, der seine Familienüberlieferung überdenkt, wird diesen Begriff des Säculums als zutreffend und bedeutsam anerkennen. Und dann ist es vollauf berechtigt, auch nach dem Säculum eines Volkes, weiterhin nach dem der Menschheit zu fragen.

Aber ein Anfangstermin muss da sein. Einmal muss die Empfindung übermächtig gewesen sein, dass in der Gegenwart eine neue Weltperiode begänne. Das war so, als Kaiser Augustus 17 v. Chr. die Säcularfeier abhielt, zu der Q. Horatius Flaccus das schöne Processionslied gedichtet hat. Nach einem Jahrhundert voll Blut und Verbrechen, Krieg und Verwüstung war Frieden und Ordnung hergestellt: dankbar und hoffnungsvoll empfanden die Menschen das Bedürfnis einer solchen frommen Feier, und wenn die Sibylle erst durch Correcturen ihrer Sprüche gezwungen werden musste, diese Feier verlangt zu haben, so ist sie gezwungen worden, einmal die Wahrheit zu sagen. Ausserhalb Roms hat die Dankbarkeit gegen den Kaiser auch den Ausdruck gewählt, dass in ihm der Welt der Heiland geboren wäre. Auch als drei Jahrhunderte später der Glaube an den Heiland siegte, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, haben die Besten nicht verkannt, dass die Geburt Christi nicht zufällig mit dem Weltfrieden des Augustus zusammenfiele. Und so werden wir, wenn wir die Geschichte verstehen, den Beginn unserer Zeitrechnung gern gelten lassen; nur dürfen wir nicht auf das Jahr genau rechnen, die Jahre + 1 und — 1 sind so leer wie kaum zwei andere in hellen Zeiten der Geschichte; aber die Säcularspiele von — 17 und die zeitlich unbestimmbaren Daten der Geburt oder auch des Todes Jesu rücken aus der Entfernung gesehen auf denselben Punkt.

In der Nähe ist man auch für kleine Zeitabstände empfindlich; aber dass Ereignisse und nicht die Ziffern des Kalenders Epoche machen und ein Jahrhundert begrenzen, grade in dem Sinne, in dem der Begriff einen Inhalt hat, das muss jeder sich klar machen können. Und dann weiss er auch, dass das neunzehnte Jahrhundert nicht begonnen hat, als man eine 8 an der zweiten Stelle der Jahreszahl zu schreiben anfing, sondern am

14. Juli 1789, wie es das Gedächtnisfest des französischen Volkes abgrenzt, oder am 19. September 1792, als Wolfgang Goethe auf dem Felde von Valmy sagte, „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus“. Nur ein Ereignis in der Geschichte des führenden Volkes kann den Markstein liefern, und wenn der Versuch der Revolution, die Zeitrechnung umzustürzen, auch mit vielen andern Übertreibungen rasch beseitigt worden ist: das sehen wir heute nur deutlicher, dass der Zusammenbruch des alten französischen Staates in der That den Anstoss zu einer Umgestaltung der Gesellschaftsordnung überhaupt gegeben hat, die längst noch nicht abgeschlossen ist, und es lebt heut kein einziger, der im Ernste auf das verzichten könnte und wollte, was er der französischen Revolution verdankt. Und wenn die napoleonische Zeit vernichtend wie ein Unwetter über Europa gezogen ist, und kein Land so schwer darunter gelitten hat wie das unsere, und wenn uns das Herz höher schwillt bei den Zorn- und Kampfliedern der Befreiungskriege, und wenn dem Preussen keine Zeit seines Volkes teurer ist als die, wo der Glaube an Gottes Gerechtigkeit und des tapferen Mannes Willenskraft und Wagemut den Sieg errang, nicht nur über den gewaltigen Feind, sondern den schwereren über Kleinmut und Selbstsucht im eigenen Lager, dennoch müssen wir längst die Freiheit des Geistes gewonnen haben, mit Goethe, dem Sohne des 18. Jahrhunderts, auch gegenüber den Zerstörern des alten deutschen Reiches und des fridericianischen Preussens zu sprechen: „wie soll ich ein Volk hassen, dem ich so viel von meiner Bildung verdanke“.

Aber das Ende des neunzehnten Jahrhunderts? Endet es heute? Nein, wahrlich nicht. Es wird mancher hier sitzen, der am 16. März 1888 es auch ausgesprochen hat, dass die Glocken, die dem Heimgange des ersten deut-

schen Kaisers auf jedem Kirchturme seines Reiches läuteten, auch dem Jahrhundert das Grablied tönten. Festen Schrittes, ungebeugt durch die Last doppelten Schmerzes und ungeheurer Verantwortung, wandelte der Enkel hinter des Grossvaters Sarge durch den Wintersturm, mit dem die Natur dem alten Helden das Geleit gab; jeder treue Deutsche empfand in aller Trauer nicht sowohl den Ruhmesglanz als den Schatz von Liebe und Ehrfurcht, den der Vater des Vaterlandes den Seinen als etwas Unsterbliches hinterlassen hatte, und wir gelobten aus vollem Herzen Treue und Liebe den Erben der kaiserlichen Krone zu bewahren, auch in dem neuen Jahrhundert. Wenig Jahre sind seitdem verstrichen; festen Schrittes, ungebeugt durch die Last der ungeheuren Verantwortung wandelt unseres kaiserlichen Herren Majestät durch die Stürme einer neuen Zeit. Jeder treue Deutsche empfindet, dass neue und schwere Forderungen gestellt sind. Wohin uns die Zukunft führe, wer ahnt es? Eines nur wissen wir: die Treue halten wir und werden wir halten. Aber was dieses neue Jahrhundert an Leid und Freud uns beschert und bescheren wird, heut ist nicht die Stunde dessen zu gedenken. Rückwärts schaut unser Blick, abrechnen wollen wir, wir wollen danken.

Und da ist schon das Grösseste gesagt, wenn wir anerkennen, dass der Tod des ersten deutschen Kaisers das Ende des Jahrhunderts bezeichnet, das mit der französischen Revolution begann. Das weist zunächst auf die politische Erhebung Deutschlands; aber wollten wir sie auch nur vornehmlich ins Auge fassen, so würde das unzutreffend sein, schon weil diese Bewegung nur wenige Jahrzehnte füllt. Was immerdar im Gedächtnisse der Menschen den Hauptinhalt des neunzehnten Jahrhunderts bilden wird, das ist freilich die Erhebung Deutschlands zu einer Weltmacht, aber nicht nur politisch, sondern

durch all das Unübersehbare, was die deutsche Arbeit, die der Hand und die des Hirnes, geleistet hat, für uns und für die ganze Menschheit. Wir sagen das nicht in dem nationalistischen Dünkel, den jeder Deutsche, der die wirkliche Geschichte seines Volkes leidlich kennt, verabscheut. Wir haben nur die Freude, dass wir den Völkern älterer Cultur die Schuld der Dankbarkeit für jahrhundertlange Belehrung und Erziehung heimgezahlt haben und ihnen endlich ebenbürtig geworden sind. Voller Bewunderung und ohne jede Regung des Neides sehen wir, wie das russische Volk sich in derselben Spanne Zeit neben uns machtvoll erhoben hat, herrschend vom finnischen Meere bis an den Stillen Ocean, wie es über den Kaukasus und den Oxus und Iaxartes hinab gezogen ist, arische Cultur tragend über die Steppen Turans, aus denen so oft culturmordende Horden westwärts gezogen waren, bis es die Spuren des grossen Alexander erreichte. Und wohl noch Grösseres ist es, dass dieses Volk, dessen Gebildete sich vor hundert Jahren der heimischen Sprache fast schämten, nun Dichtungen aufzuweisen hat, denen alle Gebildeten lauschen. Ebenso bewundernd sehen wir jenseits des Oceans nach dem ersten Jahrhundert der Freiheit nicht nur einen Weltteil besiedelt und ein machtvolles Reich gegründet, sondern eine neue Volksindividualität im Werden, und eine eigene Cultur, die sich bereits anschickt, der alten Welt, was sie an Culturüberlieferungen empfing, mit neuen Schöpfungen zu vergelten.

Allein grade wenn wir das Erstehen und Erstarken anderer Völker als einen Gewinn für die Menschheit freudig begrüssen und gern glauben, dass ein Ereignis fremden Ruhmes das zwanzigste Jahrhundert abgrenzen wird, haben wir das Recht, uns in festlicher Stunde einzugestehen, dass das Köstlichste, was die Menschheit im neunzehnten Jahrhundert gewonnen hat, den Stempel deut-

schen Ursprungs trägt. Da das Jahrhundert beginnt, steht unsere Dichtung im Zenith; für das Ausland hatte sie bisher überhaupt nicht existirt: jetzt bringt Frau von Staël sie der Französisch lesenden, d. h. der gebildeten Welt näher; bald erhebt sich in England Thomas Carlyle als Prophet der ganzen Heroengestalt Goethes, und hinfort hat keiner an der wirklichen Cultur seiner Zeit mehr Teil, der sich nicht an dieser Sonne von Poesie und Weisheit gewärmt hat. Bald tritt die deutsche Musik hinzu als eine völlig neue Offenbarung, und obwohl sie in steigendem Maasse das nationale Element betont, ist sie doch die Musik der Menschheit geworden. Durch die altüberlieferte Logik und Metaphysik hat Immanuel Kant einen Strich gemacht, wie Goethe noch ein Sohn des vorigen Jahrhunderts. Erst durch ihn ist Aristoteles überwunden. Und gleich wird in Deutschland von neuem der Versuch gemacht, in der weltumspannenden Weise des Aristoteles, aber auf neuen Grundlagen, das ganze Gebiet der Erfahrung und des Gedankens, das Leben der Natur und der Seele, mit philosophischem Blicke zu überschauen und zu durchschauen, und neben die titanische Kühnheit des neuen Idealismus treten die neubelebten, wirklich erst durch die Philosophie zur Wissenschaftlichkeit erhobenen Disciplinen. Auch diese deutschen Gedanken fliegen befruchtend über die weite Welt, dort zu keimen und neue Früchte zu zeitigen.

Dieses Deutschland stand lange schon gross da, ehe Deutschland eine politische und wirtschaftliche Einheit und Macht ward. Eine solche zu begründen ist der Gedanke nicht vermögend: dazu bedarf es der That. Damit ein Volk in der Gesellschaft der Völker etwas bedeute, muss es durch mächtige Thaten sich seinen Platz nehmen und muss ihn durch furchtgebietende Macht behaupten. Auch das haben die Deutschen gethan. Wir wollen der

grossen Männer der That nicht des breiteren gedenken, wir wollen heut so wenig von Sadowa und Sedan reden, wie Perikles von Marathon und Salamis, als er Athens Staat und Athens Cultur pries. Unserer Helden Namen stehn in unserem Herzen geschrieben, und die Welt wird sie nie vergessen. Rufen wir lieber in unser Gedächtnis, wie vieles von vielen geleistet werden musste, damit die Aufrichtung des deutschen Staates gelingen konnte, und vollends, damit dieser Staat nicht ein blosses Gebilde militärisch politischer Macht würde und bliebe. Da verdienen wieder die edelen Männer den Ehrenplatz, die das neue Preussen an Stelle des fridericianischen aufgebaut haben, die Aufgaben des Staates, die Pflichten und die Würde seiner Bürger mit so hohem Sinne abwägend, und mit besonnenster Kühnheit die grossen Gedanken der Revolution mit dem geschichtlich Gegebenen verbindend, dass der Grund, den sie gelegt haben, nur mit dem preussischen Staate zerstört werden kann. Und als in der Ermattung nach den Freiheitskämpfen die Krönung ihres Gebäudes in ihrem Sinne unterblieb, da hatten sie dem unter dem innerlich überlebten Absolutismus regierenden Beamtentume so viel doch von ihrem Geiste übermacht, dass es das Ziel des Gesamtwohles nicht aus den Augen verlor, und in der Ordnung der Steuern und Zölle lebte der schöpferische Geist weiter und bereitete durch wirtschaftlichen Zusammenschluss die Ausgleichung der Stammesgegensätze vor. Aber auch die erfolgreiche Arbeit darf nicht vergessen werden, die aus den künstlich geschaffenen süddeutschen Staaten lebenskräftige Einheiten zusammengeschweisst hat, die unser Reich am sichersten vor jener centralistischen Verödung bewahren, an der wir andere Völker kranken sehen. Als König Ludwig von Bayern vollends seine Hauptstadt künstlich zu einem Sitze der Künste machte, als das Blut der neuen deutschen

Bildung auch durch dieses edle Glied unseres Volkes rascher zu circulieren begann, da hat er und haben gleichermassen seine Nachfolger an unserem Reiche gebaut, und auch ihre Werke schauen wir mit nationalem Stolze an. Gern würden wir an solchem Tage alle trüben und beschämenden Erinnerungen an Hader und Blut, an Beschränktheit und Verblendung verbannen: aber der Blüte edler Jünglinge muss mindestens in der Aula einer Universität gedacht werden, die für den Glauben an das einige und freie Vaterland von schnöder Ungerechtigkeit und Beamtenwillkür gemartert worden sind, gar mancher, bis er innerlich zerbrach, andere, bis sie den Boden der Heimat flohen und im Auslande schon durch ihre Anwesenheit die Achtung vor einem Staate herabsetzen mussten, der solche Söhne nicht ertragen wollte. Und doch waren diese schwärmerischen Jünglinge und nicht ihre Bedrücker die Träger des Geistes von 1813 und 1870. Darum musste das Regiment, das den Geist seines eigenen Staates, den es nicht verstand, mit Gewalt ersticken wollte, hilflos und ruhmslos zusammenbrechen, vor der Geschichte aber hat es allein die Verantwortung dafür zu tragen, dass unserem gesetzlichen und treuen Volke der gewaltsame Umsturz des Frühlings 1848 nicht erspart blieb. Der revolutionäre Ursprung, die kurze Dauer und das klanglose Ende des ersten deutschen Parlaments, vielleicht noch mehr der Druck des folgenden dumpfen Jahrzehnts und der Glanz des späteren Erfolges, der auf so ganz anderen Wegen erreicht ward, haben die verschwenderische Fülle von edelstem Wollen und von glänzendstem Talente vielfach verkennen lassen, die 1848 wahrlich nicht fehlten. Immer wieder müssen wir beklagen, dass Heinrich von Treitschke uns dieses Jahr nicht mehr hat erzählen können, wie er denn der einzige wäre, der heute würdig von diesem Platze reden könnte: er war durch den Fortgang

seines herrlichen Geschichtswerkes immer mehr befähigt worden, jedes Streben zu begreifen und anzuerkennen, das dem grossen Ganzen redlich gedient hatte. Hoffen wir, dass ein anderer es verstehen werde, diese Lücke in der Kenntnis und Schätzung unserer eigenen Vergangenheit zu füllen. Das aber kann man vorgreifend sagen, dass das deutsche Volk niemals eine seiner würdigere Vertretung gehabt hat als in der Paulskirche. Und was die Ergebnisse der Revolutionszeit angeht, so stünde es dem Preussen grade übel an, sie gering zu schätzen. Ist doch unsere Verfassung, die in wenig Tagen das erste halbe Jahrhundert ihres Bestehens erlebt, auch eine ihrer Früchte, und wäre es nicht die nackteste Undankbarkeit, wenn man leugnete, dass sie sich bewährt hat, vielleicht grade deshalb, weil sie bei ihrem Erscheinen kaum einen befriedigte?

Nichts hört man gegen die Männer von 1848 häufiger aussprechen als den Vorwurf des Doctrinarismus. Gewiss ist er nicht unverdient, nur gilt er viel weiter. Es war aus dem grossartigen Aufschwunge von Poesie, Philosophie und Wissenschaft eine Überschätzung der intellectuellen Bildung erwachsen, so dass man von dem Manne, wenn er für voll gelten wollte, eine ganz bestimmte Summe von Kenntnissen verlangte, und zwar von der Art, die jene classicistisch und philosophisch gerichtete Zeit vor allem schätzte. Diesen Anschauungen kam der Staat bereitwillig entgegen, so misstrauisch er jede Initiative der Bürger ansah. So ward ein Ideal von allgemeiner Bildung aufgestellt, deren Vollbesitz, oder wenigstens seine staatliche Bescheinigung, den „gebildeten Menschen“, das deutsche Äquivalent des englischen Gentleman, machen sollte. Und dann stufte man neue Kasten ab, je nachdem jemand drei oder auch nur ein Fünftel dieser Bildung erhalten hatte. Und es wurden im Gegensatz zu früherer

Roheit Bildungshochmut und Bildungsheuchelei spezifisch deutsche Laster. Ein Papier mit dem ominösen Namen Maturitätszeugnis ward der neue Adelsbrief, und mancher scheute sich, seinen Nebenmenschen als gleichberechtigt anzuerkennen, weil ihm die Gelegenheit gefehlt hatte, die Verba auf mi und die Kettenbrüche gleichfalls zu vergessen. Demgegenüber kann der Segen nicht hoch genug geschätzt werden, und eine Stätte intellectueller Bildung hat erst recht die Pflicht zu rühmen, dass doch eine Institution bestand, die Erziehung bot, wie sie jedem Not thut, durch Gehorsam zur Selbständigkeit, durch Dienst zur Freiheit: das preussische Heer. Dies Heer blieb dann auch aufrecht stehen, als so vieles im Staate zerbrach, bewahrte seinem Kriegsherren mit Selbstüberwindung die Treue und zertrat rasch die Brände offener Rebellion. Leider konnten die klugen und feinen Geister in Frankfurt dieses Heer wirklich nicht kennen, und die öffentliche Meinung blieb eingeschworen auf die englische Verachtung des Kriegsdienstes und wähnte mit Spiel und Sport in Schützen- und Turnvereinen dasselbe zu leisten. So konnte das Widersinnige geschehen, dass die volkstümlichste Massregel, die die nationale Hochschule wirklich allen preussischen Jünglingen erschliessen wollte, auf den Widerstand des Volkes stiess. Und wenn die grossen Siege des Heeres dann auch das Urteil König Wilhelms rechtfertigten, den noch die spätesten Enkel als die Verkörperung der Tugenden des preussischen Offiziers verehren werden, so ist die Vorstellung doch nicht ausgerottet, dass wir das Heer für den Krieg unterhielten. Wir wollen gar keinen Krieg, wenn wir auch wissen und loben, dass die Natur der Gewitterstürme nicht entraten kann. Aber wenn sich auch die lange Friedenszeit, deren wir uns erfreuen, noch weithin ausdehnen sollte, unseres Heeres können wir nimmer entraten, damit wir ein Volk

von Männern bleiben. Denken wir uns einmal den Typus des modernen deutschen Mannes, wie er Pflugschar, Hammer und Mauerkelle führt, und daneben den Typus seines Urgrossvaters. Jener trug immer noch die Züge, die die volkstümliche Kunst der Reformationszeit als Karsthans so oft gebildet hat; hier sehen wir selbstbewusste, aufrechte Männer, wie sie die Gildenbilder von Rembrandt und Franz Hals in den wetterfesten freien Niederländern zeigen. Und wenn auch die Zunahme des materiellen Wohlstandes das Ihre gethan hat und die politische Befreiung und geistige Anregung dem Auge die Blödigkeit genommen hat: dass der Nacken so grade, die Brust so frei und der Blick so klar ist, das verdankt der deutsche Mann dem Gefühle der Mannesehre, das ihm die Erziehung des Heeres eingepflanzt hat.

Das ist die wahre und wirklich befreiende allgemeine Bildung des Volkes. Sie ihm aufgezwungen zu haben, bleibt ein Ruhmestitel des Staates. Daneben müssen wir auch solcher Männer dankbar gedenken, die von den ästhetischen und classicistischen Idealen wenig wussten oder wenig hielten und die wohlmeinende, aber über jedes Sachverständnis erhabene Bevormundung der gelehrten Beamten selten als eine Förderung empfanden, aber den praktischen Berufen und der praktischen Tüchtigkeit zum Heile des Ganzen die Macht und das Ansehen errungen haben, die ihnen zukommt. Der deutsche Handel hatte von seiner alten Blüte nur an den Mündungen unserer Ströme und einigen Knotenpunkten des Verkehres einiges in das neunzehnte Jahrhundert gerettet. Gewerbfleiss gab es für den Export nur verschwindend wenig, und weite Strecken verharrten noch lange in der Abhängigkeit vom Auslande, wie der Barbar, der dem fremden Schiffer seine Rohprodukte gegen die fremde Ware dahingiebt. Die Landwirtschaft hatte höchstens vereinzelt begriffen, dass

sie auch ein industrieller und kaufmännischer Betrieb ist. Und nun hat die Energie des deutschen Kaufmanns die deutsche Ware, längst bevor eine deutsche Flagge sie deckte, über alle Meere getragen, und seine Klugheit und Redlichkeit unsern Namen unter allen Breiten zu Ehren gebracht. Jetzt vermag weder die Vermehrung der Bevölkerung noch die des Kapitales den Anforderungen der Industrie zu genügen: und wenn Thaer über die Felder wandern könnte, die er rationeller zu bebauen gelehrt hatte, so würde er staunen, wie viel mehr die Erde dem Fleisse des Landmanns zu spenden gelernt hat. Welch ungeheure Summe edeler Menschenarbeit ist aufgewandt worden, um dieses zu erreichen, aufgewandt in dem Einsetzen der eigenen freien Persönlichkeit, oder in dem freiwilligen Zusammenschluss selbständiger Männer. Sie bauten alle zunächst ein jeglicher sein eigen Haus, mochten sie auf dem festen Grunde ererbten Besitzes und ererbter Familienehre stehn, wie die grossen Kaufherren unserer freien Städte und die Besitzer der grossen Liegenschaften, mochten sie mit frischer Kraft aus dem Volksgrunde aufstrebend sich selbst ihr Leben und ihren Reichtum und Ruhm zimmern, wie die Borsig und Krupp, deren Namen wir schon als Knaben mit Ehrfurcht zu nennen gelernt haben, und Tausende neben ihnen, Helden im friedlichen Kampfe des modernen Lebens. Und grade weil sie ein jeglicher nach seiner Art und in seinem Kreise haben wirken und schaffen können und wollen, haben sie gearbeitet an dem Wohle der Gesamtheit, des gemeinen Wesens.

Das ist der Reichtum unseres neuen Lebens. Der ständische Stockwerkstaat ist an dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts zusammengebrochen. Der classicistische Traum eines Staates gleichberechtigter Bürger von gleicher Bildung und gleichen Interessen, eine unge-

schichtliche Abstraktion aus den Vorstellungen von den antiken Republiken, ist auch dahin; er hätte sich nur auf dem Unterbau einer modernen Sklavenschaft verwirklichen lassen; und die Utopien des socialistischen Zukunftsstaates, ausgeartete Ableger dieser Ideen, würden längst keine Gläubigen mehr finden, wären nicht Kinder und Bettler hoffnungsvolle Thoren. Dafür zeigt uns das Leben eine Menge Kreise verschiedener Thätigkeit mit entsprechend verschiedenen Bedürfnissen und Ansprüchen materieller und geistiger Art. Sie müssen sich oft berühren, nicht immer friedlich, um so mehr, da sie sich beständig verschieben, und doch ist das Gedeihen eines jeden für das Gesamtwohl unentbehrlich. Für all diese Kreise verlangen wir freie Bewegung, wie sie auch der einzelne Mensch für sich fordert. Gewiss liegt darin eine grosse Gefahr. Aber wie der kleinste Kreis gleichgestellter Menschen einträchtig nur bestehen kann, wenn seine Glieder einander in ihrer Eigenart achten, und wie sie das um so besser thun werden, je mehr sie einander verstehn, so müssen die verschiedenen Lebenskreise sich als gleichberechtigt anerkennen und sich zu verstehn suchen. Der Staat, die organisierte Gesellschaft, hat schon eine ungeheure Aufgabe, wenn er alle in dem Rahmen des Gemeinwohles und des gemeinen Friedens hält. Aber wir verlangen sehr viel mehr von ihm. Wir leben ja des Glaubens, dass er eine sittliche Institution ist. Er soll nicht nur dem Übel wehren, er soll das Gute wirken. Er soll selbst anregen und Ziele weisen. Er soll den Schwachen nicht nur vor Unbill schützen, er soll ihm emporhelfen. Vielleicht erwarten wir zu viel von ihm, sicher kann er jedem einzelnen nicht die Pflicht der persönlichen Mitarbeit abnehmen. Aber dank Kaiser Wilhelm I. und seinem grossen Kanzler nehmen wir die Verpflichtung auf die kaiserliche Botschaft der socialen Versöhnung mit in die neue Zeit.

Sie kann verwirklicht werden, wenn all die neuen Kreise und Stände des Lebens es lernen, einander zu verstehn und die gleichberechtigte Würde des Nächsten auch da zu achten, wo sie sie nicht verstehn, endlich aber den Goetheschen Spruch des Individualismus, der füglich dem Staate gesagt werden kann „was dem einen frommt, das frommet allen", in der Umkehrung sich gesagt sein lassen „was dem Ganzen frommt, das frommet jedem".

Scheint schon die Verwirklichung dieser Eintracht des ganzen Volks fast chiliastisch, wie viel minder wird man für die Völkerfamilie der Erde zu hoffen wagen, dass sie einmal das liebliche Bild von einträchtig bei einander wohnenden Brüdern biete. Immerhin haben sich die Völker daran gewöhnen müssen, dass die Erdoberfläche sehr viel mehr eine Einheit ist, als es vor hundert Jahren Europa war, seit die Wissenschaft in Verbindung mit der Technik der Natur die Kräfte abgewonnen hat, die den Raum überwinden. Handels- und Freundschaftsverträge sichern fast überall den friedlichen Verkehr, und den flüchtigen Verbrecher verfolgt die Strafe bis in die fernsten Schlupfwinkel. Für die Post ist die Welt bereits eine Einheit; das internationale Recht bemächtigt sich immer zahlreicherer Materien, und die Staaten binden sich immer häufiger durch allgemeine Verträge zum Schutze der Menschlichkeit, wie durch die, welche das Zeichen des roten Kreuzes tragen. Führerin und Vorkämpferin ist darin die Wissenschaft. Nicht nur dass sie Vereinbarungen veranlasst, wie die internationale Erdmessung, oder die Cooperation mehrerer Culturvölker zu wissenschaftlichen Zwecken, wie der Erforschung der wenigen noch unbekannten Teile der Erdoberfläche, oder den Zusammenschluss der Körperschaften, welche die wissenschaftlich organisierte Arbeit leiten. Das Wesentliche ist die Erstarkung und Verbreitung der Wissenschaft selbst. Denn

wenn eines den Glauben an den Bestand und Fortgang der Gesittung überhaupt rechtfertigen kann, so ist es dies, und nicht nur weil er in einer Universität erstattet wird, muss dieser Rückblick auf den Erfolg des Jahrhunderts in dem Preise der Wissenschaft gipfeln. Gleich aber muss mit und neben ihr die Technik genannt werden, die eng verschwistert, dennoch sich zu stolzer Selbständigkeit erhoben hat. Die Wissenschaft, die uns ihre Schöpfer, die Hellenen, übermittelt hatten, war im wesentlichen auf die reine Erkenntnis gerichtet, auf Theorie, das will sagen Anschauen. Welch ungeheurer Fortschritt liegt darin, dass nun die Handfertigkeit und Phantasie des Technikers einerseits die Ergebnisse der Wissenschaft in Neuschöpfungen der Praxis verwertet, andererseits durch das empirisch Gelungene der Wissenschaft neue Lösungen oder auch Probleme zuführt. Die begriffliche Distinction mag schwierig sein, es ist natürlich auch nichts absolut Neues; zumal die Medicin, Wissenschaft und Kunst zugleich, hat ihrem Wesen nach zu allen Zeiten, in denen sie als Wissenschaft bestand, aus dieser Wechselwirkung von Theorie und Praxis ihre beste Kraft geschöpft, hat daher auch von allen Wissenschaftszweigen die reichste Geschichte. Allein dass etwas Neues mächtig geworden ist, das unser ganzes Leben, im kleinen und grossen umgestaltet hat, und von dem wir andere, gar nicht absehbare Umgestaltungen erwarten, das braucht nicht erst gesagt zu werden.

Sich in das tägliche Leben und das Milieu des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuversetzen, stellt an die geschichtliche Anpassung kaum geringere Forderungen, als wenn es um achtzehnhundert Jahre geschehen sollte. Fast dasselbe kann man sagen, wenn man den Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis ins Auge fasst. Am Anfange des Jahrhunderts geht die französische Expedition nach Ägypten, unternimmt Alexander von Humboldt die Reise in das

äquatoriale Südamerika; Kalidasas Sakuntala wird in der englischen Übersetzung bekannt; bald kommen die Elgin marbles nach London. Es genügt, an diese wenigen Thatsachen zu erinnern. Das Suchen und Sammeln war das erste, eine endlose Aufgabe. Wie Unübersehbares auch bis heute gewonnen ist, wir sind doch noch mitten in der Arbeit, mag auch ein so gigantisches Unternehmen wie die Verzeichnung der ganzen Tierwelt der Erde bereits angegriffen werden können. Was sollen wir an Einzelnes erinnern, dass dadurch, dass die Urväter aller Menschencultur, Babylonier und Ägypter, in ihrer Sprache wieder zu uns reden, die Geschichte um Jahrtausende über die Zeiten hinaufgeführt wird, wo die Sagen der Hellenen und Hebräer begannen; dass die ganze Hinterlassenschaft der romanischen und germanischen Völker erst hat wieder entdeckt werden müssen, und so erst eine Continuität der Geschichte hergestellt worden ist; dass durch die Erschliessung der Sprache Indiens nicht nur eine neue Litteratur bekannt geworden, sondern die Sprachwissenschaft überhaupt erst entstanden ist, und durch sie der Blick in ungemessene Zeiträume eröffnet, von denen keine Überlieferung dauern konnte — oder doch eine, in den Überresten vorgeschichtlichen Lebens in Wohnplätzen und Gräbern. Und indem diese Reste sorgfältig durchforscht werden und dazu herangezogen, was kundige Beobachtung an primitiven Völkern der Gegenwart gewonnen hat, gelingt es, selbst in das Seelenleben der Menschen der Urzeit hineinzublicken und so tiefe Probleme wie die Genesis der Religion aufzuwerfen. Dazu leihen sich was man als Natur- und Geschichtswissenschaft unterscheidet einträchtig die Hand. So zeigt sich an einem Beispiel, das sich zufällig bietet, dass die beliebte Zerspaltung der Wissenschaft unhaltbar ist. Die Verschiedenheit der grade angepackten Objecte macht für die wissenschaftliche Methode nichts

aus. Auf das erste, die Gewinnung des Materiales, muss immer die Analysis folgen. Wir verhören das einzelne Object und entlocken ihm mit allen Mitteln, was es uns irgend aussagen kann. Zu diesen Mitteln gehört die experimentelle Untersuchung so gut wie die philologisch-historische Kritik. Dann kommt die Synthesis der an den Einzelobjecten gewonnenen Erkenntnisse. Da wird das Ergebnis sich bald als ein Gesetz darstellen: das kann so gut ein Naturgesetz sein wie das, nach dem ein Dichter seine Verse gebaut hat; bald wird sich die Reihe der geordneten Objecte durch die nachschaffende Phantasie als ein vergangener Werdeprocess darstellen. Die selbe Thätigkeit des Geistes liest die Entstehung der Erdrinde in der Lagerung und den Gesteinen ihrer Schichten, und in den sachlichen und sprachlichen Differenzen ihrer Schichten die Entstehung der Ilias. Man hat wohl gesagt, dass die Sprachwissenschaft durch die Entdeckung der Gesetze des Lautwandels eine Naturwissenschaft geworden wäre; man könnte mit gleichem Rechte sagen, dass Darwin die Naturwissenschaft historisirt hätte. Beides ist im Grunde ein leeres Gerede, weil die Wissenschaft eine Einheit ist.

Das ist sie, weil ihr Object im Grunde eines ist, das einige anfangs- und endlose Leben, das Ewigganze, das nur unserer Endlichkeit zum Vielen wird. Weil sie eine Einheit ist, wecket sie auch in allen Seelen, in die ein Strahl von ihr fällt, denselben gesteigerten Menschensinn, erhebend vom Vielen zum Ganzen. Die Summe dessen, was wir verstehen, bleibt immer verschwindend gegenüber dem, was wir zu verstehen uns vergeblich sehnen. Aber dass die Summe der von der Wissenschaft erleuchteten und erweckten Seelen so gross geworden ist, wie es vor hundert Jahren auch der Kühnste nicht zu ahnen wagte, darauf dürfen wir die Hoffnung gründen, dass die Menschencultur bestehn und wachsen werde. Denn allen

diesen Seelen ist es aufgegangen, dass des Menschen edelste Kraft nicht ihm gehöret, sondern der Menschheit. Jede Wahrheit wird Gemeingut, sobald sie ausgesprochen ist. Was verschlägt es, wer sie zuerst aussprach? Die Quelle verrinnet im Bache, die Bäche im Strome, und aller Ströme Wasser verrinnen im ewigen Meere. So in der Wissenschaft. Wie darf sich da ein einzelner oder ein Volk berühmen, dieser Tropfen, diese Welle stammet von mir? Aber das Gefühl der Bescheidung, das freilich jeden einzelnen übermannet, und auch dem Volke und der Generation und dem Jahrhundert das dünkelhafte, „wie wir's so herrlich weit gebracht" verwehrt, drückt nicht nieder, sondern erhebt. Denn an dem Anschauen des ewigen Seins, wenn auch das göttliche Licht dem irdischen Auge nur im farbigen Abglanze des Werdens wahrnehmbar ist, hat der Mensch das wahrhaft menschliche Leben. In der Quelle, die ihn tränkte, dem Baume, dessen Früchte ihn nährten, im Sturme, der ihn umbrauste, der Sonne, die ihn wärmte, empfand der Mensch der Urzeit die wirkende übermenschliche Kraft, offenbarte sich ihm die Gottheit. Alles war ihm Wunder, jedes Wunder unmittelbar eines Gottes Werk. Wissenschaft ward, als der göttliche Drang zur Erkenntnis der Wahrheit in den Seelen ionischer Männer fortzuschreiten wagte vom Vielen zum Einen, da sie die Einheit alles Lebens erkannten. Wodurch? Dadurch, dass sie ihre Augen aufhoben zum Himmel und die ewige Stetigkeit im Wandel seiner Welten wahrnahmen. Und was sie schauten und verkündeten, war Kosmos, war Harmonie. Jahrhunderte und Jahrtausende sind vergangen, Jahrhunderte und Jahrtausende werden vergehen. Die Menschengeschlechter haben gerungen und werden ringen, Kosmos und Harmonie in allem grossen und kleinen, Natur- und Seelenleben zu finden und zu zeigen. Ergründen werden sie nimmer die

ewige Schöne und Weisheit. Und wie erhaben der Mensch der Gegenwart sich dünke, weil er die Kraft des Stromes zwingen kann, dass sie ihm frohne als Licht oder Wärme oder Bewegung, desselben Stromes, dem sein Urahn mit furchtsamem Gebete ein Füllen opferte, die Gottheit gnädig zu stimmen: dasselbe Gefühl irdischer Ohnmacht bindet sie beide. Geschwunden ist nur die Furcht, seit dem Auge der Seele der ewige Kosmos aufgegangen ist, ihrem Ohre vernehmlich geworden die heilige Harmonie. Geblieben und gewachsen sind Andacht und Ehrfurcht, und an jedem Erdentage lehrt die Wissenschaft einzustimmen in den Sang der Erzengel vor dem Angesichte des Unsichtbaren

Dein Anblick giebt den Engeln Stärke,
weil keiner dich ergründen mag,
und alle deine hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

GRIECHISCHE TRAGOEDIEN.

ÜBERSETZT VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.

ERSTER BAND.

I. SOPHOKLES OEDIPUS. II. EURIPIDES HIPPOLYTOS. III. EURIPIDES DER MÜTTER BITTGANG. IV. EURIPIDES HERAKLES.

8°. (355 S.) Preis fein gebunden 6 M.

ZWEITER BAND.

INHALT: ORESTIE.

8°. (313 S.) Preis fein gebunden 5 M.

EINZEL-AUSGABEN.

I. **Sophokles, Oedipus.** 8°. (84 S.) geb. 1 M.
II. **Euripides, Hippolytos.** 8°. (90 S.) geb. 1 M.
III. **Euripides, Der Mütter Bittgang.** 8°. (91 S.) geb. 1 M.
IV. **Euripides, Herakles.** 8°. (85 S.) geb. 1 M.
V. **Aischylos, Agamemnon.** 8°. (118 S.) geb. 1,20 M.
VI. **Aischylos, Das Opfer am Grabe.** 8°. (87 S.) geb. 1 M.
VII. **Aischylos, Die Versöhnung.** 8°. (107 S.) geb. 1,20 M.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

LF
2429
.5
1900
W5

Wilamowitz-Moellendorff,
Ulrich von
Neujahr 1900

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 09 22 03 001 1